

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

FISCHER  SAUERLÄNDER



Laura Wood wurde in den englischen Midlands geboren und ist preisgekrönte Schriftstellerin. Sie promovierte über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und schreibt Bücher für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Laura Wood lebt mit ihrem Mann und ihrem Hund in Warwickshire und hat eine Schwäche für Liebesromane, Tee, schönes Briefpapier, salziges Karamell und Feminismus.

Alle Bände der *Agency for Scandal*-Reihe:

Band 1: *Agency for Scandal*

Band 2: *Season for Scandal*

(erscheint im Frühjahr 2025)

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm von Fischer Sauerländer auf www.fischer-sauerlaender.de

Laura Wood

Agency
for
Scandal

Band 1

Aus dem Englischen
von Petra Koob-Pawis

FISCHER  SAUERLÄNDER

Dieses Buch kann sensible Themen und potenziell triggernde Elemente enthalten.
Weitere Informationen dazu findest du auf S.430.
(Achtung, diese Hinweise enthalten Spoiler!)

Zu diesem Buch ist beim Argon Verlag ein Hörbuch erschienen,
das als Download und bei Hörbuch-Streamingdiensten erhältlich ist.



Erschienen bei Fischer Sauerländer

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *The Agency for Scandal* bei
Scholastic Children's Books, London.
Text © Laura Wood, 2023
Cover illustration © Mercedes deBellard, 2023

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2024 Fischer Sauerländer GmbH,
Hedderichstraße 114, 60596 Frankfurt am Main
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlagabbildung: © Mercedes deBellard, 2023
Umschlaggestaltung: Dahlhaus & Blommel Media Design, Vreden,
nach einer Idee von Mercedes deBellard/Folio Illustration Agency
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-7373-4389-3



KAPITEL 1

Wenn man während der Londoner Saison auf der Jagd nach Geheimnissen und Skandalen ist, dann gibt es keinen besseren Ort dafür als die Oper. Auf engstem Raum findet man dort fein gekleidete Menschen, die alle so tun, als würden sie das Drama auf der Bühne verfolgen, während sie sich in Wirklichkeit gegenseitig beobachten. Ein Ort wie gemacht für Intrigen. Genau aus diesem Grund war ich dort.

Ich fand schon immer, dass das Royal Opera House wie das Schaufenster einer Konditorei aussieht: ganz in Weiß und Gold und mit verschlungenen Akanthusblättern, die aussehen wie aus Zucker und nur darauf warten, dass man hineinbeißt. Und dann sind da noch die Logen mit den Sitzen aus karmesinrotem Samt, einhunderteinundzwanzig an der Zahl. Ringsherum säumen sie den Saal und reichen in ihrer goldenen Pracht über mehrere Etagen bis zur Kuppeldecke hinauf. Wenn der Theatersaal voll ist, fasst er beinahe zweitausend Menschen – zweitausend Augenpaare, zweitausend Stimmen, die den neuesten Klatsch und Tratsch austauschen. Wo gibt es das sonst noch?

»Izzy«, ertönte eine Stimme dicht an meinem Ohr. »Ist das da drüben nicht der Earl of Rathmore? Wenn ja, ist er eindeutig *nicht* in Begleitung seiner Frau.«

Teresa Wynter ist schon seit achtzehn Jahren meine beste Freundin, und sie ist vieles, aber ganz sicher nicht diskret. Als würden ihre unüberhörbare Stimme oder ihr strahlendes Lächeln allein nicht bereits ausreichen, um alle Aufmerksamkeit auf sie zu lenken – spätestens das blendende Zitronengelb ihres Kleides erzielte den gewünschten Effekt (»Bei der Schneiderin hatte es noch die Farbe einer blassen Primel, Iz, ganz sicher ...«). Mehrere Köpfe wandten sich der Loge zu, in der wir saßen, und alle Augen blickten in unsere Richtung. Oder vielmehr: in *ihre* Richtung. Denn über mich glitten die Blicke hinweg. Wie gewohnt war ich kaum mehr als ein Schatten, ein Flackern im Augenwinkel der Damen und Herren der besseren Gesellschaft. Was meinen Zwecken höchst dienlich war.

Wenn man als Detektivin für eine Geheimagentur arbeitet, ist es von Vorteil, unsichtbar zu sein.

»Hm?« Das Geräusch kam von Teresas Großtante Louisa, die für einen kurzen Moment zum Leben zu erwachen schien und sich im Samtsessel aufrichtete. »Wie bitte?« Sie beäugte uns misstrauisch. Wann immer sie etwas zu uns sagte, war es in der Regel, um ihre Missbilligung zu äußern.

Teresa lächelte engelsgleich. »Nichts, Tante.«

Louisa schniefte, döste dann aber ohne weiteren Kommentar wieder ein. Teresas Großtante war eine Dame fortgeschrittenen Alters, stocktaub und mit dem besonderen Talent gesegnet, praktisch überall einschlafen zu können. Mit anderen Worten: Sie war die perfekte Anstandsdame, und

besonders bei Teresa war das vonnöten. Meine Freundin behauptete immer, dass, wäre sie etwa achtzig Jahre früher geboren, sie eine garantiert höchst skandalöse Affäre mit Lord Byron gehabt hätte – vorausgesetzt natürlich, es hätte sich die Gelegenheit dazu ergeben. Ich hatte nie daran gezweifelt, wobei ich mich allerdings fragte, ob Byron auch nur ansatzweise gewusst hätte, worauf er sich da einlässt.

»Mach dir nicht zu viele Sorgen um Lady Rathmore«, flüsterte ich Teresa zu, als Louisa wieder weggedämmert war. »Ich habe gehört, dass sie die Untreue ihres Mannes satthat und mit einem gutaussehenden jungen Diener durch Europa reist.«

Ich konnte die Genugtuung in meiner Stimme kaum verbergen. Lady Rathmore zählte zu den Klientinnen der Agentur, und es war ein erfreulicher Ausgang für einen unserer schwierigeren Fälle gewesen. Wir hatten ihr das nötige Erpressungsmaterial geliefert, mit dem sie dann ihren untreuen Ehemann gezwungen hatte, für ihre finanzielle Unabhängigkeit zu sorgen. Es war eine äußerst befriedigende Aufgabe gewesen. Schließlich hatte sie das Geld überhaupt erst in die Ehe gebracht.

Terasas Augen weiteten sich. »Woher um *alles in der Welt* weißt du solche Dinge?«

»Ich habe da meine Quellen.« Ich strich den Rock meines blassgrauen Kleides glatt, das – gelinde gesagt – langweilig und gewöhnlich war und von der Garderobe jeder anderen Frau in der Oper in den Schatten gestellt wurde. Vor dem roten Samt der Logen funkelten die Kleider der feinen Damen wie Edelsteine in einem Schmuckkästchen.

Es war inzwischen zwei Jahre her, dass Vater gestorben

war, aber trotz allen guten Zuredens von meiner Freundin fiel es mir immer noch schwer, auf meine Trauerkleidung zu verzichten.

In der Loge, die fast direkt gegenüber von unserer war, erschien jetzt Sylla Banaji am Arm ihres Vaters, Sir Dinshaw Banaji. Sie warf nicht einmal einen Blick in unsere Richtung. Viele Köpfe drehten sich jedoch in *ihre* Richtung. Mehr als nur ein Opernglas wurde gezückt, und so manche Häse wurden gereckt, um zu sehen, wie die schöne Tochter des Baronets gekleidet war und ob sie eine interessante Begleitung mitgebracht hatte.

Mit ihren neunzehn Jahren, ihrer natürlichen Anmut und spöttischen Haltung gegenüber der Gesellschaft stand Sylla oft im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Auch jetzt konnte ich beobachten, wie die Operngäste ihr Aussehen begutachteten und anerkennendes Murmeln durch die Reihen ging. Sie trug ein blassblau-silbernes Kleid, das ihr rabenschwarzes Haar und ihren gelbgoldenen Teint betonte, dazu silberne Armreifen, die von ihren Handgelenken bis zu den hohen Manschetten hinaufreichten.

»Wie ... *originell*«, hörte ich eine Frau raunen, in einem Ton, der an den säuerlichen Geschmack von vergorenem Wein denken ließ.

Sylla war die Tochter von Lady Anne Stanton und deren in Bombay geborenen und in Oxford erzogenen Ehemann – weswegen Sylla einen komplizierten Platz in der Gesellschaft einnahm. Ihr Vater war ein pensionierter Dragoneroffizier, der dank seines Vermögens und seiner philanthropischen Bemühungen (sowie seiner Freundschaft mit dem Prinzen von Wales) vor fast einem Jahrzehnt zum Baronet ernannt

worden war – was jedoch nichts daran änderte, dass viele nicht über seine Hautfarbe hinwegsehen konnten. Oder die seiner Tochter Sylla.

Nach einer Weile wanderte Syllas Blick zu mir, hielt kurz inne, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, und glitt dann weiter. Aber ich begriff die Botschaft in aller Deutlichkeit: *Wehe, du vermasselst das hier.*

Ich seufzte. Ich pflegte zwar keine Fehler zu machen, aber Sylla behandelte mich immer noch wie die unerfahrene Anfängerin, die sie vor anderthalb Jahren angesprochen hatte. Ich zog Vaters Taschenuhr aus meinem Retikül, in dem sich noch ein Parfümfläschchen, ein zusammengeklappter Fächer und ein Taschentuch befanden. Es waren noch mehr als dreißig Minuten bis zum Beginn der Aufführung, also genug Zeit.

Ich blätterte im Programmheft und versuchte, mir die Ungeduld nicht anmerken zu lassen. Ich hatte *Manon Lescaut* gesehen, als die Oper vor fast drei Jahren hier in Covent Garden ihre Premiere gefeiert hatte. Damals war ich sechzehn und Vater noch am Leben gewesen. Wir hatten eine eigene Familienloge, die wir inzwischen aufgegeben haben. Offiziell aus dem Grund, dass Vater derjenige gewesen sei, der die Oper geliebt habe, und wir die Loge daher kaum noch brauchen würden. In Wahrheit konnte ich es mir keinen Tag länger leisten, sie zu behalten.

Damals hatte mein Leben aus Ballkleidern bestanden und darin, nach einem Ehemann Ausschau zu halten. Das schien eine halbe Ewigkeit her zu sein, und manchmal dachte ich sogar, es sei das einer anderen Person gewesen. Aber, um ehrlich zu sein, vermisste ich nicht viel aus jener Vergan-

genheit. Natürlich würde ich alles dafür geben, Vater wiederzuhaben ... aber der Rest? Mein Leben war jetzt so viel *interessanter*.

»Oh, ich liebe dieses Rosa!« Teresas Stimme lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die Szene, die sich vor uns abspielte. »Meinst du, es würde mir stehen?«

Mein Blick folgte ihrem ausgestreckten Finger und landete auf einem Kleid, das sich durch einen alpträumhaften Farbton hervortat: irgendwo zwischen Puterrot und Lachsfarben. »Du würdest in jeder Farbe reizend aussehen«, erwiderte ich – zum einen, weil es die diplomatischste Antwort war, und zum anderen, weil ich es genau so meinte.

Teresa schnaubte, aber ich merkte ihr an, dass sie sich freute. »Auf dem Ball in Devonshire House werde ich Rosa tragen, aber es ist ein viel hellerer Farbton, und jetzt frage ich mich, ob es die richtige Entscheidung war ... « Sie neigte den Kopf zur Seite. »Vielleicht sollte ich noch einmal mit meiner Schneiderin sprechen.«

»Lass die arme Frau in Ruhe!«, sagte ich. »Ich weiß schon gar nicht mehr, wie oft du deine Meinung über dieses Kleid geändert hast.«

»Es ist immerhin *das* gesellschaftliche Ereignis des Jahres!«, schmolte Teresa. »Wahrscheinlich des Jahrzehnts. Ich finde, du nimmst die Sache nicht ernst genug, vor allem da es sich um ein Kostümfest handelt. Ich habe gehört, der Duke of Marlborough habe fünftausend Francs für ein Kostüm aus dem Hause Worth ausgegeben. Da kannst du nicht in irgendeinem alten Fetzen auftauchen.«

Ich zuckte mit den Schultern. Niemand würde darauf achten, was ich anhatte, also schien es kaum der Mühe

wert, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Teresa gab ein irritiertes »Ts« von sich und sah sich weiter im Theater um.

Plötzlich spürte ich, wie meine Nackenhärchen sich aufstellten und mich ein Schauer überlief. Ich brauchte mich nicht umzudrehen, um zu wissen, was passiert war.

Max Vane war eingetroffen.

»Dieser Mann«, murmelte Teresa und blickte verträumt über meine Schulter, »ist wirklich der *attraktivste*, den ich je gesehen habe.«

Fast gegen meinen Willen wandte ich mich um, und sofort spürte ich denselben innerlichen Ruck, den ich immer verspürte, wenn ich Max sah. Eigentlich sollte ich daran gewöhnt sein – ich war ihm schon bei vielen gesellschaftlichen Anlässen begegnet –, und doch empfand ich immer noch diesen eigenartigen Schrecken ... halb Vergnügen, halb Schmerz. Er stand im Lichtschein an der Tür zu seiner Loge – direkt neben der Loge der Königin und nur zwei Logen von Sylla entfernt – und sah geradezu unverschämt gut aus in seinem perfekt sitzenden schwarzen Frack und einer schlichten schwarzen Seidenweste. Er schaute sich im Opernsaal um, scheinbar ungerührt von allem, was er sah.

Ich war jetzt seit achtzehn Monaten in Max Vane verliebt. Er hingegen wusste nicht einmal, dass ich existierte.

Teresa hatte nicht übertrieben, was sein gutes Aussehen anging. Max Vane hatte die Statur eines klassischen griechischen Helden, über 1,80 Meter groß, und keine noch so maßgeschneiderte Jacke konnte seine breiten Schultern und ausgeprägten Muskeln verbergen. Sein Gesicht hatte die perfekten Proportionen, mit einem kantigen Kiefer und vollen Lippen, die meist zu einer Linie zusammengepresst

waren. Sein blondes Haar war leicht gelockt und kürzer geschnitten, als es derzeit Mode war.

Und die Tatsache, dass es unter all diesen unverkennbaren Vorzügen vor allem seine Augen waren, die einem nicht mehr aus dem Kopf gingen, zeigte schon, *wie* außergewöhnlich sie waren. Ein tiefes, warmes Grün mit einem strahlenden Funkeln darin – die Art von Augen, über die Gedichte geschrieben wurden ... vorausgesetzt, man war ein Mensch, der dazu neigte, Gedichte zu schreiben. (Ich hatte es nur ein einziges Mal versucht – mit grauenhaftem Ergebnis –, und die Beweisstücke waren sofort im Kamin meines Schlafzimmers gelandet.)

»Es ist eine Schande, dass er immer so korrekt und ernst ist«, sinnierte Teresa. »Ich glaube nicht, dass ich je auch nur den Anflug eines Lächelns auf seinem Gesicht gesehen habe.«

Ich schon. Tatsächlich hatte ich Max Vane sogar lachen sehen.



KAPITEL 2

Vor achtzehn Monaten hatte ich mich gerade aus dem tiefsten Loch der Trauer um Vater gekämpft. Dem gesellschaftlichen Leben hatte ich immer schon zwiespältig gegenübergestanden – vieles davon schien mir langweilig, wenn auch notwendig. Aber jetzt empfand ich bei derlei Ereignissen geradezu klaustrophobische Gefühle, die mir die Luft zum Atmen raubten. In den Salons spürte ich die vielen prüfenden Augenpaare auf mir, sie lösten ein kribbelndes Gefühl der Panik aus, das ich weder verstand noch zu beherrschen wusste. Zudem wurde immer deutlicher, dass Mutter, Henry und ich in finanziellen Schwierigkeiten steckten, und die quälende Sorge, wie es mit uns weitergehen würde – mit einer kranken Mutter und Henry in der Schule –, hielt mich Nacht für Nacht wach.

Eines Abends war ich auf einem Hausball in Kent mit etwa zweihundert Gästen. In einem großen Saal wurde getanzt, es war heiß und stickig, und das Gedränge war mir schier unerträglich. Teresa war nicht da, und ich hatte den größten Teil des Abends in einer Ecke verbracht und mich

an ein Glas Limonade geklammert. Mit meiner leeren Tanzkarte hatte ich mir Luft zugefächelt. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und schlich nach draußen. Es gehörte sich nicht für eine junge Dame, nachts allein auf dem Anwesen herumzulaufen, aber niemand nahm Notiz von mir.

Die ersten Atemzüge in der kühlen Abendluft waren belebend wie ein Schluck klaren Wassers. Ich schlenderte durch den Park und entfernte mich immer weiter vom Lärm und dem Tanzgeschehen. In meinen Stoffschuhen bewegte ich mich beinahe lautlos und verschmolz mit der Dunkelheit. Mit jedem Schritt, den ich zwischen mich und den Ballsaal brachte, ließ die Enge in meiner Brust nach. Nach einiger Zeit kam ich an einen Bach und folgte seinem Lauf, bis er breiter wurde. Das Wasser funkelte silbern im Mondlicht. Es war ein friedlicher Ort, und ich spürte, wie sich mein Herzschlag verlangsamte und meine Schultern lockerten.

Zumindest bis ich plötzlich eine herrische Stimme hörte: »Komm her.«

Ich erstarrte, alles in mir sträubte sich gegen diesen unmissverständlichen Befehl. Mit einer wütenden Erwiderung auf den Lippen drehte ich mich in Richtung der Stimme – nur um festzustellen, dass die Worte von der anderen Seite einer großen Eiche kamen und gar nicht mir gegolten hatten.

Ich spähte um den Baumstamm herum. Dort stand Maximilian William Spencer Vane, der achte Duke of Roxton, und blickte stirnrunzelnd auf das Wasser hinab. Er schien meine Anwesenheit nicht einmal bemerkt zu haben.